

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 15 (1925)
Heft: 36

Artikel: Josef Reinhart
Autor: H.B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645685>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

des Ernsthaften geblieben ist. Das alles kann dir in einer Ausstellung in dieser Eindringlichkeit niemals entgegentreten. Dort wird dich die Fülle des von vielen fleißigen Händen an Wände gestellten überraschen, aber auch verwirren; hier im Atelier tritt dir die Einzelpersönlichkeit inmitten ihres Schaffens und Denkens entgegen und strahlt ein geschlossenes Bild in die Seele. Ich erfuhr heute diese von Kunstfreunden noch viel zu wenig erkannte Wahrheit bei Franz Gehri, dem Sohn des bekannten Genremalers, der sich auf dem Hasliberg ein idyllisches Heim geschaffen hat. Mit meinem Brienzler Malerfreund Arnold Huber, der übrigens gegenwärtig den ferientglücklichen Autor dieser Zeilen in Delfarbe setzt, pilgerte ich auf die lustige, aussichtsreiche Höhe des Brünig. Hier, im Angesichte der phantastisch geformten Engelhörner und mit dem Blick ins Gletschergebiet des Rosenlaui hat sich der Maler an sein wahrhaftes Oberländerhaus ein geschmackvoll eingerichtetes Atelier gebaut; es steht allen ernsten Kunstsuchern offen. An den, ach, viel zu raumtargen Wänden hängt die umliegende Hasli-Landschaft in vielen farbenfreudigen Stücken. Gehri ist ein erfindungsreicher Kolorist, der die Landschaft zwar, ohne sie zu verzerren, zum Grund seiner Kunst nimmt, aber in sie hinein dann doch Geist von seinem Geiste hineinlegt und der Monumentalität und Einheitlichkeit zuliebe sich nicht scheut, „Korrekturen“ anzubringen. Wahre, schöpferische Kunst beschränkt sich ja niemals auf das geistlose Kopieren einer Landschaft oder eines Modells. Vor allem aber ist Gehri auch ein Meister der Radiokunst. Kein Geringerer als Albert Welti hat ihn aufrichtig geschätzt. Als Radierer ist Gehri vor allem exakter Zeichner. Es sind da Blätter von unerhörter Kraft des zeichnerischen Ausdrucks, vor allem in männlichen Porträts zu sehen, Arbeiten, die sich ruhig den besten Stücken erster Meister zur Seite stellen dürfen. Andere verraten die Fabulierlust des Künstlers. Wie jeder ernste, nach Höchstem strebende Künstler, so ringt auch Gehri immer noch mit maltechnischen Problemen und verschiedene Schaffensperioden, in denen er künstlerisch immer wieder ein anderes Gesicht zeigt, wären festzustellen. Man muß von einer sich immer wieder erneuerten, lebendigen Begabung sprechen, das ist sicherstes Anzeichen des Enderfolgs. Nebenher wurden die berühmten „Ateliergespräche“ um ein weiteres Kapitel bereichert. Ueberraschend war für mich zu hören, daß beide Maler die hiesige, kühl gegliederte und wechselvolle Gebirgslandschaft der tessinischen und italienischen Landschaft der großen Linie oder starken Farbe unbedingt vorziehen und in kein richtiges Verhältnis zu ihr treten können. Sie empfinden die Oberländer See- und Gebirgslandschaft wuchtiger und großartiger und billigen dem Süden lediglich idyllische, malerische Winkel zu. Aber auch die Probleme der Farbe, der Luft und des Lichts bieten ihnen hier mehr Anreiz. Der Poet und Schönheitssucher wird weniger einseitig urteilen. Aber der Maler, der jahrelang in seiner Umgebung schafft und eifrig die Natur studiert, ist schließlich mit ihr verwachsen und in sie verliebt. Weniger überrascht war ich dafür von der Geschichte der sich sehr geschickt dünkenden Kunstfreunde, der das allgemeine Lob der modernen Kunst gedankenlos nachbetend, den flüchtigen Versuch interessanter und erhabener fand, als ein fertiges Bild. Dieser Superfluge und Urteilslose hielt wahrhaftig bei Gehri eine abgetrakte Palette für ein vollwertiges Gemälde großartiger Originalität, wie er sich ausdrückte...

Wir haben an diesem Tage viel über Probleme in der Malerei und Dichtkunst gesprochen, aber auch oft herzlich gelacht, wie das etwa bei sich verstehenden Freunden bräuchlich ist.

Ferienende, 17. Juli.

Nun naht auch schon die Stunde der Rückkehr zu geregelten Pflichten. Ich kann nicht sagen, daß meine Reize von glückseligen Tagen mit ihrem heitern Wechsel von Wandern und Lesen, Erleben und Verdauen nicht leicht zu er-

tragen gewesen wären. Auch wurden alte Freundschaften vertieft und neue angeknüpft. Das ist immer ein Gewinn für die Seele, denn niemand kann leben ohne den verstehenden Mitmenschen, und kein Rückzug auch in die tröstlichste Natureinsamkeit ist auf die Dauer Glückseligkeitszustand. Das Ideal höchster Daseinsfreude ist sicherlich nur im Zusammenklang von Naturerlebnis mit friedlicher, gleichgestimmter Menschenfreundschaft zu finden.

Mein heuriges Ferienglück unter solcher Erkenntnis zu verankern, bin ich heute nochmals alle seligen Wald- und Bergwege gegangen; der See grüßte durch die Bäume beinahe wehmütig herauf, und die Berge hielten wie immer feierlich Wache in der Runde, wie am ersten Tag. Zwar sind die Alpenblumen, die meine freundlichen Wirte zum herzlichen Empfang auf den Tisch mir stellten, längst verblüht, aber das helle Rot der Bergrose wird dennoch dem Heimkehrenden die Erinnerung durchleuchten, köstlicher mit jedem Tag, der mich meinem Bergferienglück entfernt.

Morgentau ist in diesen Tagen auf mich gefallen, und ich durfte, ein ewig Dürstender, an des neuen Erlebens Quell mich erlaben.

Ein Schlußrefrain.

Leise geht der Tag zu Ende,
Stiller wird es auf den Gassen,
Müde ruhn im Schoß die Hände
Und die Sonne will verfliegen;
Ich bin — wo ich hin mich wende —
Einsam und verlassen.

Auch mein Leben geht zur Neige,
Viel der Lieben muß' ich lassen.
Wer ist, der als Freund sich zeige?
Alles, alles schweigt gelassen,
Schmerzenvoll mein Haupt ich beuge
Einsam und verlassen.

Hab' gewirkt, so viel ich konnte,
Helle Spuren hinterlassen;
Wer in meinem Licht sich sonnte,
Kennt kaum mehr mein Lieben, Hassen,
Sieht mich fern am Horizonte
Einsam und verlassen.

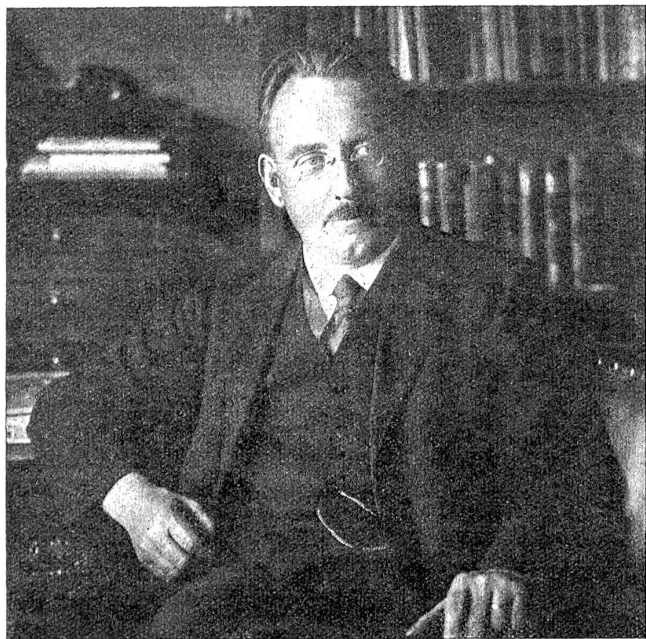
Eugen Sutermeister.

Josef Reinhart.

Zu seinem 50. Geburtstage am 1. September.

Wer über die Schwelle der Fünfzig schreitet, dem mag ähnlich zumute sein wie dem Bergsteiger, der eine Paßhöhe erklimmen hat. Er atmet auf und schaut zurück auf die unter ihm liegende Wegstrecke. Er mißt ab, was er geleistet hat und schaut sich um nach dem Paßhotel, um dort an der Abendtafel sich gütlich zu tun. Gerne gesellt er sich da einem andern Wandergesellen zu und erzählt von seinem Wandertag und von seinem fernen Wanderziel.

Josef Reinhart gehört nicht zu den Lauten und Gesprächigen, die mit ausholender Gebärde von dem reden, was sie geleistet haben, oder was sie noch zu leisten vorhaben. So wäre die Deffentlichkeit mit ihrem berechtigten Interesse an Wert eines beliebigen und geliebten Dichters kaum zu ihrem Rechte gekommen am 50. Geburtstage des Solothurner Liedersängers und Geschichtenerzählers, wenn nicht ein Freund und Vertrauter in die Lüfte gesprungen wäre und uns aufgeklärt hätte: Schaut, das hat der Fünfzigjährige geschrieben, das hat er gelehrt, das hat er erstrebt und das hat er erreicht.



Josef Reinhart.

(Phot. König, Solothurn.)

Knapp vor dem Festtage erschien Georg Rüffers feines Josef Reinhart-Büchlein.^{*)} Wir haben es mit freudigen Empfindungen aufgeschlagen, mit steigendem Interesse gelesen und zuletzt mit Rührung und Ergriffenheit aus der Hand gelegt. Das Büchlein war vom Verfasser und vom Verlag als freudige Ueberraschung an den Freund und Dichter gedacht. Wir können es uns ausmalen, wie es eingeschlagen hat dort oben im Haus an der Steingrube. So schön, wahr und liebwarm ist selten ein Fünfzigjähriger geehrt worden. Georg Rüffer hat in seinem Büchlein eine Analyse vom Dichter und Menschen Josef Reinhart gegeben, wie man sie umfassender, tiefer, stillschöner nicht denken kann. Ein Dichter hat hier über den andern Dichter geschrieben. Das Büchlein ist an sich eine erfreuliche Erscheinung der Schweizerliteratur und verdient als solche die Aufmerksamkeit der gebildeten Öffentlichkeit.

Als wir vor 15 Jahren — im ersten Jahrgang der „Bernener Woche“ — das Bild des Solothurner Dichters entwarfen, so wie er sich uns darstellte, da lagen uns einige schlanke Bändchen Dialektgedichte vor und ein einziger Band schriftdeutscher Erzählungen. Heute sind in der Zusammenstellung der Werke Josef Reinharts, die Rüffer im Anhang seines Büchleins veröffentlicht, mehr als drei Dutzend Nummern verzeichnet: Es kamen zu dem „Liedli ab em Land“ das Gedichtbändchen „Im grüne Chlee“, zu den „Geschichtli ab em Land“ und „Heimelig Lüt“ die Dialekt-erzählbücher „Waldvogelzyte“, „Der Galmisbub“, „'s Mueterguet“, „Geschichten us mym Heimet“, „Der Schuel-her vo Gummel“, „Geschichte und Bilder us mym Labe“, zum „Heimwehland“, der schriftdeutsche Band: „Geschichten von der Sommerhalbe“, den Dialektstücken „d' Frau Wäterwald“ und „Der jung Herr Stüdeli“ folgten andere wie „'s Glück“, „Der Lindenhof“, „Dr Aengelwirt“.

Wir wollen unsere Leser nicht mit Titeln abfüttern. Von Reinharts Fleiß gibt erst die vollständige Zusammenstellung den richtigen Eindruck. Der Solothurner Kantons-schulprofessor ist eben nicht bloß Dichter und nur nebenbei Lehrer und Erzieher. Nein, das Verhältnis ist umgekehrt. Seine Hauptarbeit gilt der Schule und der Volks-erziehung. Er steht nicht bloß als Deutschlehrer am Solo-

thurnischen Lehrerseminar im innigen Kontakt mit der Schule; er hat als Redaktor der beliebten und vielverbreiteten Schülerzeitschrift „Jugendborn“ (Verlag S. R. Sauerländer) den Deutschunterricht in den deutschschweizerischen Schulen in ganz hervorragendem Maße gefördert. Dies auch durch seine Mitarbeit am „Deutschen Lesebuch für untere Mittelstufen“ (Sauerländer) und seinem Kommentar dazu: „Das Lesebuch im muttersprachlichen Unterricht“. Das deutsche, speziell schweizerdeutsche, Sprachgut fördert auch die vom ihm (bei Drell Fülft) herausgegebene Sammlung „Schwyzerdütsch“, die unter ihm vom 58. bis zum 72. Heft gediehen ist und deren Heft 58—60 er mit einer eigenen Erzählung gefüllt hat. Als Mitglied der Schweiz. Jugendschriftenkommission hat er sich durch eigene Beiträge um die Jugendbibliotheken wiederholt verdient gemacht.

In diesem Zusammenhang ist auch an Reinharts Wirksamkeit für die Volksbildungsbestrebungen in seiner engeren und weitem Heimat zu erinnern. Zahlreich sind die Vorträge — sie liegen z. T. gedruckt vor — die er im Schoße von Volksbildungskursen und -vereinen aller Art gehalten hat. Die Heimatschubbewegung, die Heimatschubbühne, die Bestrebungen für die Förderung der Volkstrachten und des Volksliedes zählen ihn zu ihren treuesten und festesten Stützen.

Diese äußerliche Aufzählung seiner Werke und seines Wirkens mag bei einem andern Willens- und Wertmenschen genügen. Bei Josef Reinhart darf man — muß man in die Tiefe seines Werkes und Wesens hinabgreifen, um an den Tag zu legen, was die 50 Jahre des Werdens und Wirkens eines einzelnen Menschen für ein ganzes Volk bedeuten können.

Wir müssen es uns versagen, das literarische Werk des Dichters zu analysieren. Wir dürfen auf Rüffers Büchlein verweisen. Wir möchten nur einige Tatsachen als wesentlich für das Verständnis Reinharts hervorheben.

Es gibt Leser, denen es nicht passen will, daß der vielstudierte, vielgereifte Mann,^{*)} der doch einen weiten Erfahrung- und Erlebniskreis umfaßt, sich als Dichter auf einen so engen Weltausschnitt beschränkt. Kaum greift er ja über die Gemartung seines Heimatdörchens hinaus, und die Leute, von denen er erzählt und singt, sind die Mutter, der Vater, die Base, der Knecht, die Nachbarskinder, der „Schuelher“, der Schuhmacher und Schneider des Dorfes. Höchst selten macht er einen Abstecher in die nahe Stadt, aber nur, um vom „Anneli vom Land“ zu erzählen, oder er steigt hinauf zu den Sennen der Balmfluh mit der Mutter oder dem Vater. Wir dürfen diese Kritiker an Goethes Wort von der Beschränkung, die erst den Meister zeige, erinnern. Reinhart hat in erkämpfter Resignation auf die Form des Romans verzichtet, wie es seinerzeit Keller mit dem Drama getan. Sein Bestes hat er uns in seinen Dialekt-erzählungen gegeben. Und das ist nicht wenig. Man wird vielleicht einmal feststellen, daß er diese Form als erster zur vollgültigen Kunstform ausgebaut, und daß er sie mit dem Röstlichsten gefüllt hat, was einer Dichtersseele entsteigen mag.

Rüffer hat das Stoffgebiet unseres Dichters mit vorstehender Gründlichkeit skizziert: das Knabenleben und das Muttergut. Reinhart zielt immer auf das Seelische. Die äußeren Vorgänge sind ihm das Kleid für das innere Erleben. Aber er bleibt nicht im bloßen Psychologisieren stehen; er will nicht bloß wahr sein im Sinne der Naturalisten — etwa jener Dialektenthusiasten, die das Heimatkunst nennen, was bloß trüf und urchig ist. Josef Reinhart ist seiner innersten Anlage nach Erzieher. Ueber das Wahre stellt er das Gute und über das bloß Schöne die Gesinnung. Wir glauben mit ihm, daß der Gehalt an Gesinnung den Wert des Kunstwerkes bestimme; also so: ein Kunstwerk ohne Gesinnung ist wertlos; Kunst nur um ihrer selbst willen ist nicht die wahre Kunst.

^{*)} Josef Reinhart, zum fünfzigsten Geburtstag von Georg Rüffer. Mit Bildnis und Familien-Unterschrift des Dichters. Verlag von A. Francke & Co. Bern 1925. 64 S.

^{*)} Reinhart studierte in Zürich, Berlin, Neuenburg und Bern.

Was an Reinharts Liedchen und Geschichtchen packt und was die Herzen aller warm macht, das ist immer die seelische Schönheit als der Wesenskern in der schönen Form. Bei ihm ist immer etwas Schönes schön gesagt.

Was ist dieses Schöne? Wir stoßen im Lesen in Reinharts Büchern bei jeder Seite auf Stellen, die uns freuen, wo wir zustimmend nicken, wo wir entzückt, ja ergriffen sind von der moralischen Tiefe und Reinheit der Gesinnung. Reinhart hält an der normativen Bindung für das Menschenherz fest. Der Glaube an das Göttliche ist auch für ihn der Untergrund der Seele. Glaube und Gewissen, das sind ihm die beiden Pole einer positiven Einstellung zur Welt und zum Leben. Er predigt sie in allen seinen Werken. Aber nie wird er zum bloßen Prediger, immer bleibt er Erzähler und Künstler.

Glaube und Gewissen sollen nach ihm der Jugend erhalten bleiben. Sein Seppli ist damit durch alle Fährnisse der Knabenjahre hindurch gekommen.

Durch sie wird Sahli zum Helden. Unzählbar sind in seinen Werken die Beispiele für den erzieherischen Wert dieser beiden Begriffe. Er möchte sie auch in der Volkserziehung nicht missen. Das Gute finden heißt zunächst an das Gute glauben und dann davon wissen und zuletzt es wollen. Wissen und Wollen ergibt das Gewissen. Das Wissen um das Gute und der Willen zum Guten, sie beide müssen im Volk gepflanzt werden. Da gilt es aufzuklären: Was schön ist in der Natur und im Leben; was edel, nachahmungswert, verehrungswürdig. Was wir in Familie und Gemeinde und Vaterland erhalten und mehrern und schützen wollen, was uns begehrenswert oder hassenswert zu gelten hat. Reinhart wagt den Finger zu legen auf Auswüchse unserer Stadt- und Dorfkultur, auf das Vereins- und Wirtschaften, auf die Nachahmungs- und Modesucht, auf falschen Tand in Kleidung und Sittē. Röstlich hat er die Narren verspottet (in seinen Dialektstücken), die Heimatgut gegen Valutatram eintauschen.

Reinhart weiß, daß jede Erziehungskunst verfaßt, wo nicht Mutterliebe mithilft. Die Mutter und das Mütterliche — das ist ihm der Ursprung aller rein menschlichen Bindung an das Gute. Ohne sie kommt der Einzelmensch und kommt auch die Volksgemeinschaft nicht zur Norm, die der Rückgrat der sittlichen Kraft wird. Wie schön hat das der Dichter in ungezählten seiner Mutter-Geschichten dargestellt! Am schönsten wohl in „Flußbetli und in Bueb“.

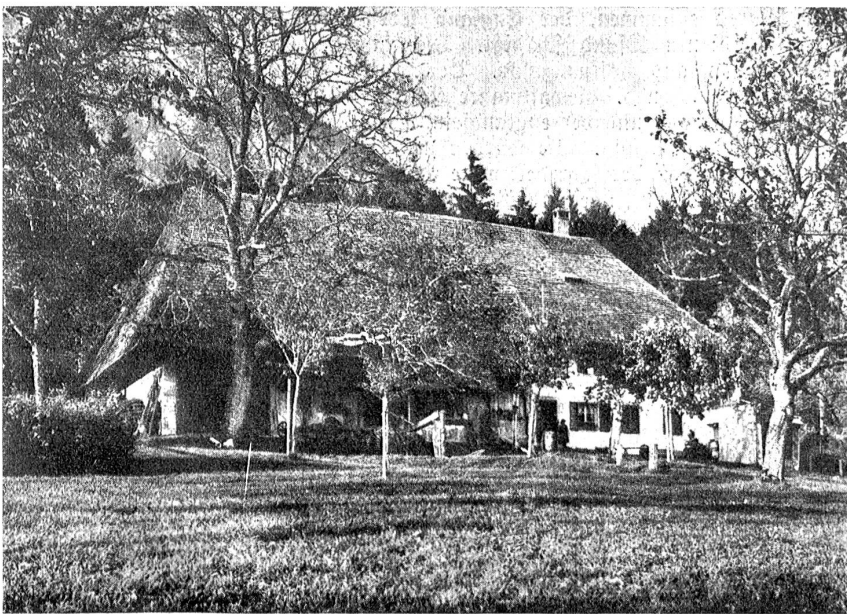
Es gebricht uns der Raum, den Faden hier weiterzuspinnen. Das Thema Josef Reinhart ist von dieser Seite betrachtet nicht leicht zu erschöpfen. Wir reden wohl später — vielleicht in 10 Jahren — wieder davon. Möge uns die Gelegenheit dazu werden! Möge ihm die Kraft zum Weiterarbeiten im Sinne des Begonnenen erhalten bleiben! Möge uns andern vergönnt sein, ihn und sein Wirken weiter zu genießen und uns seiner Freundschaft und Liebe zu freuen!

H. B.

Aus der politischen Woche.

Finanzminister Caillaux

Ist prompt zur versprochenen Zeit mit einem Abkommen über die englisch-französische Schuldenfrage aus London nach Paris zurückgekehrt. Als Sieger — so lautet das einstimmige Urteil seines Publikums. Nicht 18 Millionen Pfund, sondern bloß 12½ braucht Frankreich an England während 62 Jahren zu zahlen und zwar erst nach einem fünfjährigen



Das Geburtshaus Josef Reinharts im „Galmis“ bei Rüttenen (Solothurn).

(Phot. König, Solothurn.)

Moratorium. Caillaux hat sich dabei nicht einmal fest gebunden; er hat sich die Zustimmung der Regierung und des Kammerausschusses vorbehalten. — Aber auch Churchill hat Vorbehalte gemacht. Er verlangt für England eine Art Meistbegünstigung. Wenn Frankreich Amerika eine größere Annuität zugestehen muß, so gilt diese auch für England. England will eben nicht großmütiger sein als Uncle Sam, der Krösus. Das ganze Abkommen ist überhaupt bloß eventuell und hängt in der Luft, so lange das mit Amerika noch nicht perfekt ist. Die definitive Regelung soll auf einer neuen Konferenz im Oktober vorgenommen werden.

Trotzdem kann Caillaux mit Befriedigung auf die Londoner Woche zurückblicken. Er hat da wiederum die Macht seiner Persönlichkeit erprobt; denn die Engländer haben ihn mit ausgeluchter Höflichkeit empfangen, und die 12½ Millionen sind ihm eine ausgezeichnete Waffe für die kommenden Verhandlungen in Washington, die er persönlich zu führen gedenkt. Mehr als die Engländer werden die Amerikaner ihm kaum verlangen; jede Million mehr, die Amerika verlangt, bedeutet eben eine Belastung des französischen Budgets um zwei Millionen, und wenn auch die Amerikaner in Geldsachen keine Sentiments kennen, so wissen sie doch als Geschäftsleute, daß sie mit dem Möglichen zu rechnen haben. Grundlage von jedem Finanzabkommen bleibt die Festigkeit des Frankens, und Caillaux hat durchaus recht — auch wenn die Kontrahenten darauf nicht eingehen werden — wenn er Frankreichs Zahlungen von deren Wirkung auf den Franken abhängig machen will.

Englands Sorgen.

In England will man es schier bereuen, daß Balfour mit Amerika voreilig die Schuldenfrage geregelt hat. Damals glaubte man eben an die günstige Wirkung dieser Regelung auf den Sterling. Man hoffte, indem man die englische Zahlungsbereitschaft und Zahlungsfähigkeit betonte, die führende Stellung im Weltkreditwesen wieder zurückzuerobern. Darum betrieb man auch mit Hochdruck die Rückkehr zum Goldstandard. Mit welchem Erfolg, weiß man. Die Parität mit dem Dollar ist erreicht, aber die Jahre der Deflation haben England eine Absatzkrise gebracht, wie es sie früher nie erlebt hat. Die Inlandpreise sanken nicht in dem Maße, daß die Löhne genügend abgebaut werden konnten, um die Industrien exportfähig zu machen. Und mit dieser unerhörten Krisis, in deren Verlauf England schon die Hälfte seines Kohlenabsatzes ins Ausland eingebüßt hat, trifft nun der chinesische Boykott gegen die eng-